

Das Brokatkleid [Schluss]

Autor(en): **Hagenbuch, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Brokatkleid.

Novelle von Hans Hagenbuch.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Ich habe beim ersten Stellbildein nicht mit solcher Erregung meiner Schönen entgegengezittert, wie diesmal dem Erscheinen Adas. Endlich, endlich, nachdem ich Knud in Gedanken schon zehnmal totgeschlagen hatte vor Wut, sah ich die schwächliche Gestalt der Erwarteten durch die Drehtüre gleiten. Adas Gesicht war in dem brutalen Licht des Cafés noch blässer und kränker als vorhin in der Garderobe. Ich ging auf sie zu, als ich sah, daß sie mich in dem Menschengewimmel nicht zu entdecken vermochte, und bald darauf saßen wir uns an meinem kleinen Eßtisch gegenüber.

„Ich brauche dir wohl nun keine langen Erklärungen mehr zu geben?“ fragte Ada, indem sie Knuds Brief, den ich ihr schweigend gereicht hatte, wieder zu sich nahm.

„Was dich betrifft, nein,“ sagte ich, „aber über Knud muß ich nach diesem Brief unbedingt mehr wissen, soll ich nicht gezwungen sein, zu glauben, daß dein Mann ein Schuft ist. Verzeihe diesen Ausdruck, aber es ist das Wort, nach dem ich seit einer halben Stunde ringe.“

„Du tust Knud unrecht,“ sagte Ada ruhig und schlicht.

„Mag sein. Aber sage mir um alles in der Welt: Wie kam das?“

„Sehr einfach. Als wir uns heirateten, besaßen wir beide, wie du weißt, so gut wie nichts. Aber das, was Knud mit seinen Bildern verdiente, reichte immerhin, um uns in einem Häuschen bei Kopenhagen einzumieten und dort unser Leben zu fristen. Und dann hofften wir, daß Knud da, wo er nun in Ruhe malen konnte, rasch mehr verdienen werde. Er sagte immer, wenn ich erst einmal bei ihm wäre, würde er doppelt soviel arbeiten wie sonst. Und so war es auch. Du hättest ihn sehen sollen, wie er tagelang hinter seiner Staffelei saß, ganz verbissen in seine Aufgabe. . . Doch seltsam, je mehr Knud arbeitete, desto unzufriedener ward er mit sich selbst. Ich versuchte einige Male schüchtern, ihn zu trösten. Als ich aber merkte, daß ich dabei Gefahr lief, ihm unausstehlich zu werden, ließ ich es bleiben und nahm

mir vor, mehr durch erhöhte Aufmerksamkeit und Fürsorge seine Stimmung zu verbessern. Aber nichts half. Er wurde täglich mißmutiger, ja, zuweilen schien er geradezu in Verzweiflung zu geraten, und einmal sah ich, wie er ein Gartenbild, an dem er sich wochenlang abgemüht hatte, mit seinem Messer kreuz und quer zerschchnitt. Und es folgten fürchterliche Zeiten, da Knud keinen Pinsel anrührte, wo er mir erklärte, er könne weniger als nichts, er sei erdrückt von dem Gefühl, kaum den tausendsten Teil von dem geben zu können, was er sehe. Ich war ratlos. Ihm zuzusprechen hatte keinen Sinn, da alle derartigen Versuche ihn nur noch mehr außer sich brachten. Dabei wurde es immer schlimmer mit unserm Haushalt. Knud verdiente keinen Pfennig und gab sich auch gar keine Mühe, Geld zu schaffen. Er kümmerte sich um nichts mehr. Er versäumte den Anschluß an die Ausstellungen, an denen er hätte verkaufen können, und ließ alle Briefe unbeantwortet. Ich sah wohl, wie er selbst dabei litt, und konnte ihm doch nicht helfen; ja, ich hatte oft das Gefühl, daß ihn meine Gegenwart und das Bewußtsein, für uns beide sorgen zu müssen in seinem jetzigen Zustande bedrückten. . . Eines Tages war mein Entschluß gefaßt. Ich machte ihm den Vorschlag, daß ich zu meiner Mutter zurückkehren wolle, um ihm wenigstens in dieser Zeit nicht zur Last zu fallen. Da hättest du ihn sehen sollen! Mit einer Leidenschaftlichkeit, die ich an ihm nicht kannte, fiel er mir um den Hals, weinte und schluchzte wie ein Kind und bat mich flehentlich, ihn nicht zu verlassen. Es wäre sein Untergang, sein Tod. Alles, was er heute noch von sich selbst besäße, habe er durch mich. Wenn ich nicht mehr an ihn glaube, dann sei er fertig, erledigt für immer. Er schwur mir, daß er arbeiten wolle von früh bis spät, was auch dabei herauskommen möge, wenn ich nur bei ihm bliebe. Und er hielt sein Versprechen. Von jenem Tag an ließ er das zwecklose Basteln in Haus und Garten, mit dem er sich während der letzten Zeit abgegeben hatte. Er fing wieder an zu malen wie ein

Bessener. Aber ich bekam von seinen Studien, die er alle draußen am Strande oder mitten in den Kornfeldern und Wiesen machte, anfangs nichts zu sehen. Wenn ich ihn darnach fragte, gab er mir immer ausweichende Antworten. Er versuche jetzt etwas Neues, pflegte er dann zu sagen, aber es sei noch nicht das Richtige, und er wolle mir seine Arbeiten erst zeigen, wenn sie etwas taugen. Er möchte sich auch von meinem Urteil, das ihm viel gelte, nicht beirren lassen. Und wenn ich ihn bat, das für mich drückende Geheimnis zu lüften, erwiderte er einfach mit der Frage: „Hast du den Glauben an mich verloren?“ Aber eines Tages stellte er, ohne ein Wort zu sagen, eines seiner Bilder an die Wand unseres Wohnzimmers. Ein wahrer Schrecken packte mich, als ich es zuerst erblickte; denn ich sah etwas Unerhörtes, das mit allem, was ich je von Knud kannte, keinerlei Gemeinschaft mehr besaß. Hatte er die Sonne selbst eingefangen und ihre Strahlen mit seinem breiten Pinsel in lauter Farben zerlegt? So leuchtete alles. Und wie vom Licht geblendet, vermochte mein Auge erst gar nicht zu erkennen, was das Bild überhaupt darstelle. Ich genoß nur die berauschenden Farben, die auf mich wirkten wie ein üppiger Blumenstrauch. Und ich merkte auch, wie wenig alles andere zu bedeuten hatte gegenüber dem gewaltigen Neuen, das mir hier in solch unerhörter Farbenglut entgegentrat. Was dieses Bild und die andern, die ich darnach zu sehen bekam — es waren meist Blumenstücke — auch darstellen mochten: alles war nur ein Vorwand, die Farbe, die neuentdeckte Farbe, leuchten zu lassen. Ich war zunächst nicht imstande, meiner Empfindung vor diesen Bildern Ausdruck zu geben. Und doch merkte Knud, daß ich ihn verstanden hatte. Niemals empfand ich die Ueberlegenheit seines Wesens so stark wie in diesem Augenblick, wo ich mich freiwillig oder unfreiwillig durch die Macht seines Willens hingerissen fühlte... Die Wochen, die nun folgten, gehören zu den glücklichsten unseres Lebens. Ich sah Knud arbeiten wie nie; aber es war nicht mehr die gequälte Verbissenheit von früher, nein, er malte frei und freudig, wie in einem seligen Traumzustand, ohne Müdigkeit und ohne Ernüchterung. Gleich

als hätten sich mit einem Male alle Schleusen geöffnet, brach die so lange zurückgedrängte Schaffenskraft hervor. Und während Knud malte, schrieb ich Briefe in alle Welt und traf die Vorbereitungen für die nächste Ausstellung — die Ausstellung, von der wir beide endlich den Erfolg glaubten erhoffen zu dürfen. Daß es anders kam, hast du vielleicht aus den Zeitungen ersehen. Wie auf ein geheimes Lösungswort fielen die Kritiker über Knud her, und die wenigen guten Freunde, auf die wir gezählt hatten, ließen sich abschrecken. Nicht ein einziges Bild wurde verkauft. Und da wußte ich, was ich zu tun hatte. Ich war fest entschlossen, alle Hindernisse, die sich der Entfaltung dieses neuen Schaffens entgegenstellen sollten, aus dem Wege zu räumen. Und das Haupthemmnis — das empfand ich deutlich trotz Knuds Beschwörungen — war ich selber, war die Notwendigkeit, daß der Schöpfer dieser Bilder sich mit den kleinlichen Sorgen eines Haushaltes herumzuschlagen hatte. Da gab es kein anderes Mittel, als daß ich selbst zu verdienen suchte. Und ich hatte meinen Plan bald fertig. Er verfolgte ein zweifaches Ziel. Einmal wollte ich den Lebensunterhalt für mich, ja womöglich für uns beide solange verdienen, bis Knud in ungestörter Arbeit den Weg zum Erfolg gefunden haben würde. Das auszuführen war nun freilich nur in einer großen Stadt möglich. Aber indem ich Knud zwang, mit in die Stadt zu ziehen, hoffte ich — und das war mein zweites Ziel — ihn gleichzeitig etwas von seiner Menschenscheu heilen und mit den Kreisen in Berührung zu bringen, deren er für sein Vorwärtskommen dringend bedurfte. Ich dachte zuerst an Kopenhagen; doch da hatte ich zu viele Bekannte, um meinen Plan durchzuführen. So entschied ich für Berlin. Ich behielt aber vorderhand meinen Entschluß noch für mich; denn ich wußte, daß ich Knud mit einem fertigen Vorschlag kommen mußte. Das beste Mittel, Geld zu verdienen, schien mir, als Liedersängerin aufzutreten, hatte ich das Singen doch seit meinen Kindertagen nie ganz aufgegeben. Meine Freundin, die du ja selbst vom Hochzeitstage her als Sängerin kennst, gab mir den letzten Unterricht und die nötigen Ratschläge für das öffentliche

Auftreten. Knud erfuhr nichts bis zu dem Tage, da ich bereits eine Empfehlung an den Direktor unseres Variétés in der Tasche hatte und überdies für mich sichere Aussicht bestand, nötigenfalls in einem Kabarett unterzukommen. Knud war wie aus den Wolken gefallen; denn er hatte nicht nur meine Vorbereitungen übersehen, sondern im hingebungsvollen Eifer an seine neue Arbeit offenbar das ganze Elend vergessen, in dem wir steckten. Es war gut, daß mein Entschluß schon ganz fest stand, sonst hätte ich ihn wohl wieder aufgegeben, so sehr wehrte sich Knud gegen meine Pläne. Beides war ihm gleich verhaßt: mein Auftreten vor der Öffentlichkeit und seine Uebersiedlung nach der Stadt; denn daß er auf die Dauer allein nicht in Charlottenlund bleiben konnte, sah er selbst ein. Es dauerte einige Tage, bis er sich beruhigt hatte und zur Erkenntnis kam, daß aus der Lage, in der wir uns damals befanden, kein anderer Ausweg übrig blieb. Wir beschloßen, Knud sollte solange in Charlottenlund aushalten, bis ich genug verdient, um für uns den Umzug bewerkstelligen und ein Atelier in Berlin mieten zu können. . . So kam ich denn in Gesellschaft der Grete, meiner alten Gans, die ich für meine „Nummer“ brauchte, nach Berlin, wo ich keine Menschenseele kannte, aber das Glück hatte, nach einer Probevorführung gleich engagiert zu werden. Das übrige weißt du ja.

Mit solchen Worten etwa erzählte mir im Zeitraum einer kurzen halben Stunde mitten im Lärm und Qualm des Cafés Frau Ada die Geschichte ihres Elends. Die Beantwortung einer Menge Einzelfragen, die ich an sie stellte, ergänzten diesen Bericht. Aber all das Gesagte vermochte meinen heimlichen Groll gegen Knud nur wenig zu dämpfen. Ich konnte indes angesichts des rührenden Glaubens, den Ada an die künstlerische Sendung ihres Gatten bekundete, meinem Zorn nicht so Ausdruck geben, wie ich wollte. Dagegen nahm ich mir vor, bei meiner nächsten Zusammenkunft mit Knud diesem selbst meine Meinung gründlich zu sagen.

Da Ada sehr müde schien, schlug ich ihr vor, nach Hause zu gehen, so gern ich auch noch länger mit ihr geplaudert hätte. Sie wohne in einem Hotel im Norden der

Stadt, sagte sie auf meine Frage nach ihrem Logis, und könne ganz gut allein dahin gelangen; sie tue das ja jeden Abend. Selbstverständlich ließ ich es mir nicht nehmen, sie trotz ihrem Sträuben in ihr Hotel zu fahren. Aber ich traute meinen Augen kaum, als der Wagen vor einem schmutzigen, finstern Hause in einer jener Straßen hielt, die selbst ein Mann zur Nachtzeit nicht gerne kreuzt.

„Hier wohne ich,“ sagte Ada, gleichsam entschuldigend; „du wirst begreifen, daß ich nicht im Kaiserhof absteigen kann, soll noch etwas für uns übrigbleiben.“

Aber dieses angebliche Hotel, vor dem wir standen, flößte mir ein derartiges Mißtrauen ein, und zudem kannte ich Adas Arglosigkeit von früher her genügend, daß ich mich nicht entschliefen konnte, meine Begleiterin auch nur eine Nacht noch unter diesem Dache wohnen zu lassen. Ich bot ihr daher kurzerhand an, für sie noch heute abend ein anderes Unterkommen zu besorgen. Ada schwieg zu diesem Vorschlag, und da ich den Grund ihres Zögerns zu erraten glaubte, reichte ich ihr ohne viele Umstände einen Schein hin, damit sie die Rechnung sofort begleichen konnte. Sie nahm ihn mit jener schlichten Noblesse, der gegenüber wir auch als die Gebenden immer Schuldner bleiben.

Es dauerte nicht lange, so war das wenige Gepäck aufgeladen, und während wir nach einem anständigen und freundlichen Hotel fuhren, sagte mir Ada lachend, wie froh sie im Grunde sei, ihrem bisherigen Logis entronnen zu sein, in das sie ahnungslos hineingeraten war und das ihr schon in der ersten Nacht die Unnehmlichkeit geboten hatte, durch das Fenster über der Türe von neugierigen Augen beobachtet zu werden.

Als ich schließlich spät in der Nacht und todmüde mein eigenes Hotel erreichte, legte ich mich in dem Bewußtsein zu Bett, ein Stück Welt wieder eingerenkt zu haben. Aber die Hauptsache stand ja noch bevor.

Ich brachte gleich am andern Morgen Ada zu einem berühmten Arzt, der ihr jedes weitere Auftreten aufs strengste verbot und dringend einen Aufenthalt im Süden empfahl. Ada war anfangs fas-

sungslos und wurde erst wieder ruhiger, als ich ihr versprach, die Sache mit der Variétédirektion selbst ins reine zu bringen und dafür zu sorgen, daß jedenfalls Knud sogleich nach Berlin kommen könne. Was die Reise nach dem Süden betraf, hieß es freilich fürs erste noch zuwarten.

Eine ziemlich energische Depesche brachte Knud Sandholm in ein paar Tagen nach Berlin, wohin bereits ein großer Teil seiner Bilder unterwegs war. Leider konnte ich bei seiner Ankunft nicht zugegen sein, da ich gerade über jene Zeit in einer dringenden Ausstellungsfrage nach Wien fahren mußte. Dort verzögerte sich unerwarteterweise meine Abreise, und als ich endlich nach Berlin zurückkehrte, war Knud in dem kleinen Atelier, das Ada und ich für ihn ausgesucht hatten, dank der eifrigen Mithilfe seiner Frau, bereits häuslich eingerichtet.

Tausendmal hatte ich mir während der langen Rückfahrt nach Berlin die Worte wiederholt, die ich Knud Sandholm sagen wollte. Und noch als ich mit klopfendem Herzen die endlosen Treppen zu seinem Atelier emporgestiegen war und schon die Türklinke in der Hand hielt, hatte ich sie alle gegenwärtig. Trotzdem geschah es, daß ein paar Sekunden später, wie die Türe sich öffnete und Knud mir seine derbe Rechte entgegenstreckte, ich nicht ein einziges dieser Worte über die Lippen brachte. Denn das, was ich um mich her sah, war trotz den Andeutungen, die mir Ada gemacht hatte, so außerordentlich, daß dieser Eindruck jedes andere mit elementarer Gewalt niederstieß. Alle vier Wände des Ateliers waren dicht mit Bildern behängt, die kaum mehr einen Streifen weißer Mauer übrigließen. Und was für Bilder waren das! Da brannte, glühte, leuchtete die Farbe mit einer Stärke und Kühnheit, daß ich mich im ersten Augenblick wie von einer Brutalität abgestoßen und gleichzeitig von etwas Uebergewaltigem hingerissen fühlte. Es waren Blumenstücke, mit all der robusten Pracht eines Sonnenüberfluteten Bauerngartens, von dem man sogar den derben Duft in diesen Farben zu spüren glaubte, Strandlandschaften, auf denen die Atmosphäre des Meeres in ungezählten Tönen flimmerte, und Figurenbilder, wo die

Menschen nichts anderes zu sein schienen als der Anlaß zu einer Entfaltung von seltsamen, nie gesehenen Farbkombinationen; dann wieder Zeichnungen, Blätter, in denen der ganze Hexensabbat nordischer Phantastik spukte und die mir die Ueberzeugung gaben, daß man hier vor den Schöpfungen eines Irregewordenen oder eines Genies stehe.

Inmitten dieser einzigartigen Ausstellung thronte Ada mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Triumphes. Sie sprach nichts; aber jeder Zug des Gesichtes, jeder Blick der Augen zeugte von dem grenzenlosen Stolz auf das Werk ihres Mannes, das Werk, dem sie selbst ihre Gesundheit, ihr alles zu opfern bereit gewesen war. Wenn ich je in Versuchung kam, Knud Sandholm um diese Frau zu beneiden, so war es jetzt, wo ich zum ersten Mal den Wert seiner künstlerischen Tat und ihres Opfers voll würdigen konnte. Und angesichts dieser Größe, vor der jeder gewöhnliche Maßstab zerbrach, erschien es mir lächerlich, mit Knud rechten zu wollen. Ich empfand keinen andern Wunsch als wenigstens zu verhindern, daß der Preis, mit dem dieses außerordentliche Werk bezahlt werden sollte, sich allzu teuer gestalten sollte.

An Adas Blicken konnte ich es spüren, wie sie diese Umwandlung in mir erkannte, und war ihr dankbar, daß sie mir die Beschämung ersparte, Knud meine anfängliche Absicht einzugestehen. Ja, ich brachte es in dieser bedeutungsvollen Stunde nicht einmal übers Herz, meinen Freund die Wahrheit über Adas Erkrankung wissen zu lassen. Und als wir endlich zudritt an dem blumengeschmückten Tisch inmitten der Bilderpracht den Tee tranken und uns gegenseitig die Schicksale der letzten Jahre erzählten, da schienen tatsächlich auf einen Augenblick alle Wolken verschweht.

Am andern Tage aber folgte eine ernste Unterredung mit Knud, deren Ergebnis war, daß Ada ein milderes Klima aufsuchen sollte, sobald es die Verhältnisse irgendwie erlaubten. Die Ausstellung, die kurz darauf ein Berliner Kunsthändler von Knuds neuen Bildern veranstaltete, wirbelte zwar wieder gewaltigen Staub auf, vermochte aber keine Käufer anzulocken. Erst als durch meine Vermittlung einige

Gönnern einsprangen, wurde es möglich, daß Ada mit ihrem Mann nach dem Süden reisen konnte, wo sie körperliche Stärkung und Knud neue künstlerische Eindrücke zu finden hoffte.

* * *

Da ich wenige Wochen später meine große Orientreise antrat, kam wieder eine Zeit, in der ich nur lockere Fühlung mit den beiden hatte. Ich erfuhr zwar aus Briefen, die mich erst mit ungeheurer Verspätung erreichten, daß Ada sich im Süden über Erwarten rasch erholt habe und das Paar nach einigen sonnigen Monaten, die Knud zu neuen Studien verwendet hatte, nach Dänemark zurückgekehrt war. Dort wurde wieder das Häuschen am Deresund bezogen, nun aber offenbar in weniger ärmlichen Verhältnissen als früher. Denn so starken Anstoß die Bilder Knuds erregten, stand den vielen Widersachern dafür ein Häuflein umso treuerer Anhänger gegenüber, und wenn auch Knud noch weit davon entfernt war, mit seiner Kunst durchzudringen, schien doch wenigstens die Zeit der Not für ihn vorüber zu sein. Die Aussicht, Knud und Ada in geordneten häuslichen Verhältnissen anzutreffen, erhöhte die Freude, mit der ich unsern nächsten Zusammensein entgegen sah. Von Berlin aus zeigte ich Knud meine Ankunft in Kopenhagen an, da ich niemanden vor ihm und seiner Frau begrüßen wollte. Um den größern Teil der Reise zu Schiff machen zu können, wählte ich eigens den Umweg über Stettin.

Du kennst die Einfahrt im Hafen von Kopenhagen. Dann kannst du auch meine freudige Erregung nachfühlen, mit der ich zum ersten Mal wieder die Stadt wie das verzauberte Vineta aus dem Wasser aufsteigen sah — eine Erregung, die sich zum Jubel steigert, wenn allmählich die Buchenwälder Seelands deutlicher hervortreten und sich sodann das Bild des Hafens entrollt, mit den Forts, die den Eingang bewachen, den mächtigen Speichern, die von ferne Wolkenkratzern gleichen, und den tausend Masten, Flaggen und Wimpeln.

Für mich fand diese Einfahrt einen doppelt schönen Ausklang, indem ich schon von weitem an der Landungsstelle Knud und Ada mir entgegenwinken sah.

Ich kann nicht sagen, wie selig ich war, nach so langer Zeit diese lieben Menschen wieder um mich zu haben und Kopenhagener Luft zu atmen, diese Luft, die uns streichelt wie die weiche Berührung einer Frauenhand und die uns blonde Visionen gibt, gegen die aller Zauber des Orients verblaßt. Nirgends aber ist diese lebenswürdigste aller Städte reizvoller als draußen an der Längs Linie, wo wir kurz darauf, das Bild des Hafens vor Augen, unser Frühstück einnahmen. Knud, obwohl sonst der Stillste von uns allen, war so freudiger Stimmung, daß auch wir andern davon angesteckt wurden. Und dazu diese Sonne, die so lustig durch die ununterbrochene Fensterreihe des Pavillons hereinflutete! Jeder Gedanke, den wir aussprachen, war wie eines dieser Schiffe, die vor uns lagen, bereit, mit vollen Segeln hinauszufahren ins herrliche Ungewisse.

Wenige Stunden nachher saß ich in dem einfachen, aber ganz entzückend eingerichteten Landhäuschen Knuds. Adas Hände hatten aus den bescheidenen Räumen ein wahres Paradies der Wohnlichkeit und des Geschmacks geschaffen. So vieles erinnerte mich wieder an das Pfarrhaus in Rüdersholm. Da waren die alten Eichenmöbel und das großgeblühte Geschirr, die einst in der Stube der Stemhilds gestanden hatten, ja sogar die Geißblattlaube und die Schlingrosen an der weißgetünchten Mauer fehlten nicht. Und doch bewies der erste Blick in den Raum, daß hier kein Pastor, sondern ein Künstler wohnte. Knuds Bilder, von denen das Häuschen eben eine größere Anzahl barg, hatten an Reife und Kraft gewonnen. Es war nicht mehr das bloße Schwelgen in Farben wie ehemals, vielmehr wohnte allem Dargestellten nun ein starkes gegenständliches Leben inne, das den frühern Arbeiten noch gefehlt hatte. Ueber seinen großzügigen Meerlandschaften, über seinen Wiesenbildern mit den schwer daliegenden Rindern und dem weiten Horizont lag etwas vom Geiste Homers. Und aus allem, auch aus der unscheinbarsten Skizze, sprach ein heiliger Ernst, eine tiefe Ehrfurcht vor den herrlichen Dingen der Welt.

Es ist seltsam, wie der Anblick solcher Bilder, mehr als jedes gesprochene Wort,

uns Menschen nahezubringen vermag. Nie habe ich mich erhobener gefühlt als an jenem Sommernachmittag in dem Malerhäuschen am Sund. Während Knud das gute Sonnenlicht benützte, um eine Studie zu vollenden, unterhielt ich mich mit Ada, und bald waren wir wieder die harmlos plaudernden und lachenden Kinder von ehemals.

Ueber allem lag nur ein Schatten: die Besorgnis, die mir Adas schmales Gesicht mit seiner feinen, fast durchscheinenden Haut einflößte. Als ich meine Aengstlichkeit nicht mehr verbergen konnte, meinte Ada leichtthin, das hätte nichts zu bedeuten: sie fühle sich wohl, und das sei doch schließlich die Hauptsache. Aber ich gab nicht nach und examinierte wie ein Schulmeister. Da vernahm ich denn, daß bald nach der Ankunft aus Italien sich ein Rückfall eingestellt hatte. Auf meine Frage, ob der Arzt keinen neuen Aufenthalt im Süden verordnet habe, antwortete mir Ada ausweichend. Erst allmählich erfuhr ich auf Umwegen, daß ein Arzt gar nicht konsultiert worden war, weil, wie Ada ganz ernsthaft sagte, Knud von den Doktoren nichts halte. Außerdem wäre das Geld doch zu knapp gewesen zu einer nochmaligen Reise und vor allem sei der Süden für Knuds künstlerische Natur nicht geeignet; er mache schlaff.

Aber es handelt sich doch nicht um Knud, sondern um deine Gesundheit, wagte ich endlich einzuwerfen. Da ich jedoch merkte, daß Ada dies Gespräch offenbar peinlich war, und ich die Hoffnung aufgeben mußte, ihr so beizukommen, brach ich es ab und nahm mir vor, mit Knud allein über meinen Eindruck zu reden.

Ein Anlaß dazu fand sich bald. Als die Sonne zu sinken begann, geleitete ich Knud zum Bade an den Strand hinunter, wo ein munter flatternder Danebrog den Weg zum Badehäuschen wies.

Während wir uns noch von dem frischen Abendwind abkühlen ließen, ehe wir in die Gluten tauchten, brachte ich das vor, was mir auf dem Herzen lag, und fragte Knud unvermittelt: „Findest du nicht, daß Ada leidend aussieht?“

Da sah mich Knud mit seinen runden

Kinderaugen erstaunt an und sagte unsicher: „Ja, findest du es?“

In solchen Augenblicken ist es schwer zu entscheiden, ob ein derartiges Maß von Naivetät bewundernswert oder sträflich sei. Jedenfalls hinderte mich nur Knuds aufrichtiger Blick, daß ich nicht noch gröber, als es so schon klang, ihn anfuhr: „Ja, hast du denn keine Augen im Kopf als nur für deine gottverdammten Bilder?“

Dieser ungewohnte Ton schien Knud doch etwas zu überraschen. Aus seinen Blicken sprach nun eine Angst, die ebenso hilflos war wie vorhin sein Staunen: „Glaubst du im Ernst, daß ihr etwas fehlt?“

„Schicke sie zu einem Arzt, dann wirst du es wissen!“

„Zu einem Arzt ... Aber das ist ja nicht möglich; es fehlt ihr wirklich nichts. Sie hätte es mir sonst sicher gesagt.“

„Mit dir ist nicht zu rechten, Knud. Wärest du ein anderer, so würde ich sagen, du handelst verbrecherisch.“

Mein Zorn, den ich nun nicht mehr meistern konnte, hatte aber eine seltsame Wirkung auf Knud. Seine Unsicherheit war wieder völlig gewichen, und fast mit einem überlegenen Stolze sprach er fest und klar: „Du weißt, daß Ada mir das Liebste ist und daß ihr Leben mir heiliger ist als das meine. Dann muß meine Ueberzeugung für sie auch gelten. Ada lebt so sehr in und mit mir — das weiß ich — daß sie nur da gedeihen kann, wo ich mich glücklich fühle, und daß alle Doktoren der Welt sie nicht heilen können, wenn ihr die Sonne hier nicht hilft ... Aber falls du denkst, daß es dich beruhigen könnte, wenn Ada zu einem Arzt geht, so habe ich ja schließlich nichts dagegen. Nur verlange nicht von mir, daß ich daran glaube, was der Medizinmann sagt!“

„Das ist ja im Augenblick auch nicht das Wichtigste,“ warf ich ein, froh, wenigstens soviel erreicht zu haben. „Also du gibst mir die Hand darauf, daß ich Ada morgen schon zum Arzt schicken darf?“

„Meinetwegen,“ sagte Knud, und nach dem Ausdruck seines Gesichtes schien er nicht mehr den geringsten Zweifel zu hegen, daß es sich bei mir nur um eine Schrulle handle.

Nachdem wir dem Bade entstiegen waren und, noch mit dem herrlichen Ge-

fühl der Salzflut in den Gliedern, über den schmalen Steg nach dem Lande gingen, sahen wir Ada bereits am Ufer stehen. Sie hatte über das weiße Kleid einen bunten Schal geworfen und versuchte eben Knuds schweres norwegisches Boot loszumachen. Aber ehe sie die Kette gelöst hatte, war Knud mit ein paar Sprüngen an ihrer Seite, um ihr die Arbeit abzunehmen.

Dann stiegen wir alle drei ins Boot, und unter Knuds kräftigen Ruderschlägen glitten wir rasch in den Sund hinaus, dessen Wasser, wie die fernen Kuppeln von Kopenhagen, den letzten Abglanz der Abendsonne trugen. Während sich das oft gesehene Farbenspiel vollzog, das mit einem perlmutterartig schimmernden Grau abschließt, ehe die Nacht Himmel und Meer verschmelzen läßt, sprachen wir kein Wort. Dies Schauspiel, das wir doch alle von Jugend auf kannten, wirkte wieder mit ganzer Gewalt.

Nie habe ich Ada schöner gesehen als an diesem Abend. Die Blässe, die ihr in der grellen Sonne des Tages einen kranken Ausdruck gegeben hatte, ließ jetzt, im fahlen Abendlicht, ihr Antlitz beinahe überirdisch leuchten, und die großen Augen, deren Pupillen weit offen standen, gewannen etwas Seherhaftes. Wie eine stille Seele in Charons Rachen, die am dämmernden Horizont das kommende Land sucht, saß sie da. Nur wenn Knud, der Ada den Rücken zuehrte, bisweilen die Ruder senkte und sich nach ihr umwandte, glitt ein zärtliches Lächeln über ihre Mienen. Allmählich zog sie den Schal enger und fröstelte. Knud nickte ihr zu und drehte bei. Sanft und lautlos glitten wir nach einer raschen Rückfahrt an den Strand, der bereits ganz im Dunkel lag. Aber noch fühlten wir alle in uns das fahle Leuchten des Meeres, das wie ein Gruß aus einer andern Welt war.

Die Heimkehr erfolgte in tiefem Schweigen, dessen Druck sich erst allmählich beim Schein der Lampe löste. Aber Frau Ada selbst hatte dafür gesorgt, daß bald eine leichtere Stimmung aufkam. Denn als wir uns zum Abendbrot an den geschmückten Tisch setzten, da erschien sie als die Brokatprinzessin.

„Unserm Gast zu Ehren,“ sagte sie, und

ein schelmisches Lächeln, wie ich es diesen Abend an ihr noch nicht gesehen hatte, huschte über ihre Züge. „Immer, wenn wir uns wiedersehen, trage ich dies Kleid. Das erste Mal war's am Hochzeitstag; dann trug ich es, ohne es zu wissen, zu deinen Ehren an jenem Abend in Berlin, meinem letzten Auftreten im Variété — schade eigentlich doch um die verpfuschte Karriere!“

Uns allen kam allmählich die Laune wieder. Die Schauer des Zwielflichtes waren gewichen. Ueber dem Sund, den man durch die Zweige hindurch sehen konnte, stand der Mond. Die wenigen Segel, die zu dieser Stunde sich noch draußen herumtrieben, glichen ausgeschnittenen Papierfiguren, die auf Silbergrund aufgeklebt schienen. Von Kopenhagen her sah man zuweilen Leuchtkugeln aufsteigen, ferne Grüsse aus dem fröhlichen Treiben des „Tivoli“.

„Machen auch wir Illumination!“ fiel Ada plötzlich ein, und im Handumdrehen hatte sie ein paar bunte Papierlaternen zur Stelle, die Knud mit Sorgfalt an der Decke der Veranda befestigte. Bald leuchteten aus dem Blätterwerk der Laube kugelförmige Lichter von allen Farben.

„Nun fehlt nur noch die Musik,“ meinte Ada. In diesem Augenblick bedauerte ich, meine Gitarre nicht hier zu haben. Sie lag mit meinem Gepäck noch in Kopenhagen. Aber Ada wußte Rat. Ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich ans Klavier und schlug einige Akkorde an, dunkle, weiche Akkorde, die wie die unbewußte Uebersetzung ihres heutigen Wesens in Musik anmuteten. Ich dachte schon, Ada beginne zu phantasieren. Da löste sich aus dem lieblichen Chaos eine feste Melodie, die bald von ihrer eigenen Stimme aufgenommen wurde.

Ich wußte wohl, daß Ada nicht singen sollte, und doch hätte es in diesem Augenblick übermenschlicher Kraft bedurft, dem bestrickenden Reiz ihrer Stimme zu widerstehen und Einhalt zu gebieten. Das einzige, was ich noch tun konnte, war, mich unverzüglich selbst ans Klavier zu setzen und die Begleitung zu übernehmen, damit Ada ihre Stimme nicht allzusehr anzustrengen brauchte.

Das Spiel fiel mir nicht schwer, war es

doch ihr Lied, unser Lied, das sie sang und das von Strophe zu Strophe volleren Klang gewann:

„Lehre mich, Stern der Nächte ...“

Noch nie hatte mich die schlichte Weise so ergriffen wie heute, und kaum wagte ich es, die Begleitafforde anzuschlagen, in der Furcht, etwas von der Weihe zu zerstören, die von Adas Gesang ausging.

Es tat mir in der Seele leid, daß ich Ada, als das Lied verklungen war, bitten mußte, sich zu schonen und nicht mehr zu singen. Aber da half kein Mahnen mehr. Ada war nun einmal hingerissen von der Stimmung dieses Abends, und Knud, weit davon entfernt, sich darüber zu beunruhigen, saß mit leuchtenden Augen da und schwieg. Schließlich auch lag mir die Rolle des Spielverderbers schlecht, und nur allzu leicht ließ ich mich bestimmen, Ada weiter zu begleiten. Sie sang Lied auf Lied, und immer freier wurde ihre Stimme, sodaß ich bisweilen fast versucht war, einen Blick nach ihr zu werfen, ob es wirklich die kleine Ada war, die sang.

Nun kam ich an die Reihe. Da gab es kein Entrinnen. So ungern ich auch das Klavier statt der Gitarre zur Begleitung wählte, ließ ich mich doch nicht abhalten, den beiden einige meiner altbewährten Chansons vorzutragen, die noch heute die lebendigste Erinnerung an meine Pariser Studienjahre bilden. In der Sofaecke eng zusammengekauert, hörten Knud und Ada die bald melancholischen, bald frech-graziösen Weisen an, von denen manche Ada so gut gefielen, daß sie erklärte, sie selber lernen zu wollen.

Eine ausgelassene Heiterkeit griff Platz. Wir stießen auf alles Mögliche und Unmögliches an. Ich hielt sogar eine Art Rede, um meinen Freunden zu sagen, wie glücklich ich mich wieder in der Heimat und in ihrer Mitte fühle. Und als ich am Schluß erst noch feierlich wurde, da sprang Ada lachend auf mich zu und spendete mir einen regelrechten Kuß, mit der Versicherung, ich sei der goldigste Mensch von der Welt.

„Jetzt aber kommt die Glanznummer,“ rief plötzlich Ada, deren Wangen glühten, „Gültnare, große tragische Oper in fünf Akten!“

Ich wußte, was das zu bedeuten hatte. Wie oft schon war dies tolle Spiel von uns getrieben worden, Opernszenen zu improvisieren und dabei das große Pathos des Theaters zu verulken, und, was das Seltsame dabei war, immer klappte ohne jede vorherige Verabredung die Sache wie einstudiert.

Die Rollenverteilung war gegeben. Ada war eine Prinzessin — natürlich, ich ihr Sklave; denn selbst auch Prinz zu sein, das hätte ja gar kein Drama ergeben. Wir mimten zusammen ein leidenschaftliches Liebesduett. Sie ist zuerst abwehrend und streng. Der Sklave bittet. Er schmollt. Sie läßt sich erweichen und verspricht ihrem beglückten Partner, einen Tanz zu tanzen, wie er ihn noch nie gesehen.

Ich beginne auf dem Klavier diesen Tanz aus dem Stegreif, und, weiß der Himmel, woher diese Eingebung kam: mir fielen so überraschende Rhythmen und Wendungen ein, daß ich selbst darüber staunte. Ohne einen Blick auf die Tasten zu werfen, nur der Bewegung von Adas Füßen und ihres geschmeidigen Körpers folgend, spiele ich und merke selber kaum, wie der mit einer feierlichen Gehaltenheit eingeleitete Tanz allmählich bewegter und leidenschaftlicher wird. Rauschend fließen die Akkorde, wie ein Hymnus auf die Schönheit des Lebens.

Etwas Batschantisches ist in Adas Wesen aufgewacht, das ich bisher an ihr nicht kannte. Sie hat den Kopf zurückgeworfen, und ihr blondes Haar fällt frei über den Rücken hinunter. Da erst, bei der scharfen Beleuchtung, die das Gesicht trifft, bemerke ich, wie ihre Wangen fiebern, wie ihre Augen einen fremden, krankhaften Glanz haben ...

Ich erwachte wie aus einem Traum. Aber ehe ich den Rhythmus mäßigen und den Tanz abebben lassen kann, sehe ich, daß Adas Antlitz plötzlich tief blaß wird und sich ihre Augen schließen. Die Tanzende wankt; Knud eilt herzu und hält sie noch im Fallen rechtzeitig auf. Ich selbst, der ich erst ein paar Sekunden untätig und wie versteinert noch am Klavier gesessen hatte, reiße die Balkontüre auf, und Knud trägt seine Frau wie ein Kind im Arm auf die Veranda, wo er sie sorgfältig auf einen Diwan hinlegt.

Das alles war das Werk von kaum einer halben Minute, und im Klavier summten noch leise die Saiten vom Tanzen nach, was die Totenstille, die plötzlich eingetreten war, nur umso entsetzlicher fühlbar machte. Noch heute weiß ich nicht recht, wie es kam. Ich erinnere mich nur, daß ich sah, wie Knud Adas Haupt in beiden Händen hielt und wie ein breites rotes Band über den Lilabrokat hinunterlief ...

Ohne daß Knud ein Wort zu mir sagte, verstand ich seinen verzweifelten Blick. Ich eilte hinaus, setzte mich auf das Rad meines Freundes und fuhr durch die helle Nacht zum nächsten Arzt.

Nie vergesse ich diese Fahrt auf der mondweißen Landstraße. Rings um mich war eine Sommerpracht, die ich mehr fühlte, als daß ich sie sah. Und wenn doch einmal mein Blick auf den glänzenden Sund hinausglitt oder in die Büsche links und rechts vom Wege, in denen die Glühwürmer schwärmten, stand gleich wieder das entsetzliche Bild der jungen Frau mit dem Purpurstreifen auf dem Lilakleid vor mir. Dann begann alles um mich zu tanzen, und ich hatte Mühe, mit meinem Rad nicht gegen eine der vielen Telegraphenstangen anzulaufen.

Nach kurzer Fahrt, die mich eine Ewigkeit deuchte, und nachdem ich erst aufs Geratewohl an ein paar Häusern geklingelt hatte, machte ich endlich vor der Türe Halt, deren großes weißes Schild mir das ersehnte Ziel ankündigte. Der Arzt, mit dem ich nur wenige Worte wechselte, schien gleich zu wissen, worum es sich handelte, und ohne weiteres setzte auch er sich aufs Rad, um mich zu begleiten. Unterwegs richtete er einige kurze Fragen an mich über die Vorgeschichte des heutigen Ereignisses, die mir die heftigsten Gewissensbisse verursachten. Denn ich sah immer deutlicher, wie unrecht wir daran getan hatten, Frau Ada in ihrer übermütigen Laune zu bestärken. Aber sie war ja an diesem Abend so schön gewesen, so glücklich ... Was wußte dieser gestrenge fremde Mann davon, der neben mir fuhr und dessen Brillengläser zuweilen im Mondlicht so scharf und beinahe drohend aufblitzten?

Meine Betrachtungen wurden indes

bald durch das Bellen eines Hundes gestört, das mir die Nähe von Knuds Haus verriet. Und nun standen wir an der Gartentür. Kein Licht brannte nach der Straße zu. Knud mußte also wohl noch immer bei der Kranken weilen.

Was ich während der ganzen Fahrt schauernd geahnt hatte, bestätigte sich wenige Augenblicke nachher: wir trafen Frau Ada nicht mehr lebend an.

So, wie ich sie verlassen, lag sie nun auf ihrem Bett, wohin sie Knud getragen hatte. Er selbst saß daneben mit ruhiger, äußerlich fast stumpfer Miene. Nur bisweilen sprach er gleichsam zu sich selbst, ohne auf unsere Gegenwart zu achten, die stammelnden Worte: „Aber das ist ja nicht möglich, ist nicht möglich ...“

Ich schonte Knud, so gut es ging, sprach nur das Allernotwendigste und ersparte ihm auch das demütigende Gefühl des Mitleids. Doch half ich ihm in den darauf folgenden schweren Tagen, soviel ich konnte, durch die Tat. Erst als ich sah, daß Knud aus der Betäubung des Schmerzes wieder etwas aufgewacht war, wagte ich ihm meine Gewissensnöte zu beichten. Aber er sah mich nur ganz ruhig an und sagte: „Selbst wenn wir beide Schuld trügen an Adas allzu frühem Sterben, glaubst du nicht, sie würde, wenn sie im Augenblick reden könnte, uns dafür danken, daß wir ihr das Letzte, Bitterste ersparten und sie mitten im Taumel des Glückes und der Freude scheiden ließen?“

Nach diesen Worten, die so ehrlich klangen, daß ich nicht den leisesten Zweifel an ihrer Wahrheit hegen konnte, sprachen wir nie mehr von jenem Abend.

Wir hatten Frau Ada ganz in Rosen gebettet. Sie lag in ihrem Brokatkleid aufgebahrt, in dem sie auch bestattet werden sollte: war dies Gewand doch wie das Sinnbild der Schönheit, das diese wunderbare Frau in Freuden und Leiden, im Leben und noch im Sterben umgeben hatte.

Auf der Brust trug die Tote ihren Lieblingschmuck, ein Gehänge in isländischer Arbeit, mit fünf kleinen silbernen Kreuzchen, die sonst immer in zitternder Bewegung waren. Sie hatten bei jedem ihrer Atemzüge gebebt, beim leisesten Hauch ihres Mundes. Nun sah ich sie zum ersten Mal in völliger Ruhe.

Dann kam der Tag, an dem Ada hinausgetragen wurde.

Durch stille Kornfelder bewegte sich der kleine Zug, und über dem Friedhof, auf dessen Grund der Sarg in die Erde gesenkt wurde, lag ein betäubender Duft von Lindenblüten. Heiß drückte die Luft an diesem Tage wie ein bleierner Traum, der irgend etwas Furchtbares anzukündigen schien. Aber das Furchtbarste war ja schon geschehen, das Unfassliche! Was konnte sich weiter noch ereignen?

Aus Besorgnis um Knud, den der Schmerz erst jetzt mit voller Wucht zu rütteln begann, blieb ich noch einige Tage in Charlottenlund. Wir redeten wenig; aber ich wußte, daß meine bloße Gegenwart den Unglücklichen etwas beruhigte. Während ich meine Vorbereitungen zur Abreise traf, saß Knud oft stundenlang in seinem Atelier eingeschlossen, und wenn er jeweils abends heraustrat, war er so abgespannt und wortkarg, daß ich ihn nicht mit Fragen nach seinem Tagewerk belästigen mochte.

Erst als so eine volle Woche verstrichen war und ich nicht mehr länger bleiben konnte, wagte ich, mich nach seinen Plänen zu erkundigen. Da sagte mir Knud, er hätte sich anfangs geschworen, keinen Pinsel mehr anzurühren. Nun aber fühle er deutlich, daß er malen müsse, um nicht zugrunde zu gehen. Da er aber auf alle meine übrigen Fragen ausweichend antwortete, drang ich weiter nicht in ihn.

Es dauerte beinahe ein Jahr, bis ich dann auf einer hiesigen Ausstellung die Früchte jener Zeit zu sehen bekam, Bilder, die an Wucht und Farbenfreudigkeit alle frühern Werke weit überragten und von denen einer unserer ersten Kunstkritiker schrieb, daß von ihnen ein wahrer Hauch

des Glückes ausgehe. Und so ist es auch. Knud selbst ist zwar ein Sonderling geworden, den manche, die es nicht besser wissen, verbittert nennen. Aber in seinen Bildern lebt die Seele der toten Ada und verbreitet weiter Licht und Wärme... Dies zum Gedächtnis der Frau im Brofaktleide!"

Rasmussen trank das Kelchglas, das er während seiner langen Erzählung zu verschiedenen Malen geleert und wieder gefüllt hatte, mit einem kräftigen Zug aus. Und während ich das gleiche tat, stellte seine leis zitternde Hand das Glas so hart auf die Tischkante, daß es klirrend zersprang. Erschrocken fuhr der Oberkellner auf, der inzwischen an einem der Nebentische eingeschlafen war. Jetzt erst merkte ich, daß wir die letzten Gäste waren.

Als wir wieder auf die Straße traten und die frische Nachtluft meine Stirne kühlte, erwachte ich wie aus einer Betäubung. Im Osten begann der Horizont sich bereits zu erhellen. An den Straßenecken standen noch die letzten geschminkten Dirnen, und die ersten Wagen rollten nach den Markthallen.

Da war wieder die Großstadt in ihrer ganzen Alltäglichkeit.

Rasmussen, der schweigend neben mir herging, schien von dem allem nichts zu merken.

Am Nollendorfplatz trennten wir uns. Ehe ich in meine Straße einbog, blickte ich noch einmal zurück, um meinem Begleiter einen letzten Nachtgruß zuzuwinken. Aber Rasmussen sah mich nicht mehr. Langsam und gesenkten Hauptes schritt er im morgendlichen Dämmergrau die Straße hinunter, das kleine Paket mit dem Brofakstoff fest im Arm, als wolle er es gegen sein Herz pressen.

Gleichnis

Nun aber ist mein Leben wie der Baum:
Mit hundert Wurzeln greift er in die Schollen,
Und in den Raum schweift er mit hundert Aesten;
Im Dunkel ruht sein Kern, im übevollen
Lichtattem webt sein immerreger Saum:
Er wogt im Losen, und er fußt im Festen.

□ □ □

Robert Faesi, Zürich.